

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 70.

Samstag, 11. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

29. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ein zunehmender Menschenauflauf am Hasen. Hin- und Herrennen, Schreie, Rufe, dazwischen Befehle —

Die Fähre war gerammt worden. Unter einem juchzenden Aufschrei versanken die Fahrgäste im Fluß. Man stieß in einigen kleinen Booten mit südländischer Behendigkeit ab. Auch Pedra wurde herausgezogen. Mit triefenden Kleidern und Haaren trug man sie über die Hafenstrasse ins erste beste Häuschen, das eben schon andere Verunglückte aufgenommen.

Pedra kam nach der Betäubung und dem ungeheuren Schreck erst wieder zu sich, als die Frau des Häuschens ihr bereitwilligst Kleider reichte.

„Herr meines Lebens! Um ein Haar wärest du nicht wieder zu dir gekommen, — wie die andere dort drinnen. Wir wissen nicht, ob sie noch zu retten ist —“

Dabei stieß sie die Tür zum winzigen Nebenzimmer auf, das angefüllt schien durch schweigende, bangende Menschen, die auf den Boden starrten. Auf den Bodenfliesen lag steif ausgestreckt die Freundin von Pedra, das schwarze Haar klebte in nassen langen Strähnen am Boden. Ein Herr bemühte sich, mit Hilfe von zwei anderen, um die Regungslose in allerlei ihr seltsam dünkenden Bewegungen. Ihr Grausen und ihre abergläubische Furcht wurden durch einen neben ihnen stehenden blinkenden Apparat erhöht.

Pedra bekreuzigte sich mit zitternden Händen. „Jesus, Maria, Joseph! Das ist ja Caramella! Ist sie ertrunken?“

„Bielleicht rettet der deutsche Arzt sie, den wir eben schnell geholt haben! Er ist unglaublich geschickt! Er —“

Aber die Fassung brach jetzt in der Zigeunerin zusammen. Sie sank in die Knie und schluchzte, während sie unaufhörlich abwechselnd Gebete stammelte oder Angstrufe ausstieß.

Dr. Reinhardt hatte bei seiner Niederlassung in Sevilla ein Haus am Hasen gemietet. Hier lag es zentral für seine Privatkundschaft, zugleich gut erreichbar, da er für mehrere auswärtige Konsulate Vertrauensarzt für die Mannschaft der auf dem Guadalquivir anlegenden ausländischen Schiffe war.

Er war sofort mit einem Sauerstoffapparat hergeleitet und hatte die Genugtuung, daß die Regungslose langsam unter seinen Bemühungen wieder zum Leben zurückgerufen werden konnte.

Die bange Starre der Umstehenden löste sich in aufatmende Hoffnung. Und während die anderen sich dann um das langsam erwachende Zigeunerweib mühten, wurde Reinhardt auf das laut schluchzende andere Weib im anstehenden Zimmer aufmerksam. Die Inhaberin des Häuschens kam auf ihn zu und bat ihn flüsternd, ob er sich noch mit jener Verunglückten befassen könne, die nach der Todesangst jetzt in einen Weintrampf versunken sei?

Vorher schluchzte Pedra unaufhörlich: „Rettet sie! Rettet sie! Sie darf nicht sterben!“ Jetzt betete sie immer

wieder unter konvulsivischem Weinen: „Herr meines Lebens! Vergib mir meine Schuld!“

Denn ihr einfaches Gemüt sah in diesem ganzen Unglücksfall nichts anderes, als eine handgreifliche Drohung des Himmels nach den mahnenden Worten des Geistlichen vorhin. Sie glaubte noch immer, den Schlund der Hölle gleich einem aufgesperrten Rachen drohend vor sich zu sehen —

Reinhardt trat auf sie zu, da er die andere nun in Pflege und Obhut wußte. „Geh jetzt in dein Haus, kleide dich um und lege dich in dein warmes Bett“, sagte er zu Pedra, „dann trägst du keinen Schaden davon. Wo wohnst du?“

Sie sah ihn noch immer nicht an, da sie ihn in ihrem abergläubischen Grauen, nach seinem Hantieren am Sauerstoffapparat, für einen Magier mit geheimnisvollen überirdischen Kräften ansah.

„Ich wohne nicht weit, im Hause der Dona Rafaela. Ich bin seit langen Jahren in ihren Diensten.“

Reinhardt horchte auf. Wohl hatte er, gereizt durch das eigenartige Äußere des jungen Herzogssohnes, versucht, die Spuren von Dona Rafaela zu finden. Aber es ist in Sevilla nicht Sitte, Namen an Häusern oder Stodwerken anzubringen, und so war es fast unmöglich, in dieser Stadt von dreimal hunderttausend Einwohnern das Häuschen einer vollkommen von der Außenwelt getrennt lebenden Witwe, wie Dona Rafaela es war, aufzuspüren. — Jetzt aber kam ihm der Zufall durch diesen Unglücksfall zu Hilfe und sofort sagte er die Gelegenheit beim Schopfe.

„Bei Dona Rafaela? Ach, richtig, ich kenne sie auch! Wo wohnt diese Dona Rafaela noch?“

Pedra sagte ihm Straße und Hausnummer, die er sich scharf einprägte. Es fiel ihm ein, daß Dona Rafaela ja schon damals eine Zigeunerin aus Andalusien als Dienerin bei sich beschäftigte. So hatte er ja auch dieses Weib damals schon bei Rafaela im Landhause gesehen, als Dona Rufina ihren Knaben gebar —. Hatte sie nicht eben von einer Schuld gefaselt?

„Herr meines Lebens, vergib mir meine Schuld!“ begann sie von neuem unter Tränen.

„Wenn du schon lange im Dienste bei Dona Rafaela bist, dann warst du wohl auch schon drüben auf den Philippinen bei ihr?“

Sie war viel zu verstört, um ihn anzusehen, zu erkennen oder einen Verdacht zu schöpfen. „Ja, Sennor! O, wäre ich nicht mit ihr gegangen! Dann hätte ich nicht ihre Schuld auf mich genommen!“

„Welche Schuld?“

„Am jungen Sohn des Herzogs!“

Bisher hatte sie den Kopf immer starr auf die gefalteten Hände gebückt. Jetzt hob sie plötzlich den Blick, streifte ihn wirt und sagte dann eigensinnig: „Das darf ich nicht sagen. Ich habe Schweigen gelobt. Nur dem Herrn Pfarrer werde ich es beichten — im Confessionario (Beichtstuhl) — —“

Als Reinhardt gleich darauf das Häuschen verließ, umging ihn bereits die frühe Dämmerung eines Dezemberabends. Abichtlich war er nicht mit Fragen in das Zigeunerweib gedrungen, um sie nicht stutzig zu machen. Aber jetzt umkreiste ihn eine Flut von Gedanken und Erwägungen, wie er die Angelegenheit anpacken sollte. Es mußte nachgegraben werden. Doch mit Vorsicht, mit Takt, um nicht den frisch aufgespürten Weg durch Ungeheuerlichkeit zu verschütten. Dona Rafaela war immer eine heikel zu behandelnde Person. Am besten war es sicher, man umstellte sie und zog ihr das Netz über dem Kopfe zusammen. Denn irgend eine unrechte Tat lag auf dieser Frau! Das bezweifelte er heute weniger denn je!

Beronika war die einzige, mit der er sich besprechen konnte, ohne etwas zu verderben. Sofort, nachdem er sich zu Hause umgekleidet hatte, begab er sich zum Palast des Marquis de Romilla.

Er sah die Equipage des Herzogs de Altamira vor dem Hause halten. Als der Diener ihm auf sein Läuten die schöne, reiche Gittertür öffnete, die in Sevillaner Häusern den direkten Eingang von der Straße zum Innern des Hauses vermittelt, begegnete Reinhardt Beronika mit Dona Rufina. Die Herzogin war im Begriff, sich zu verabschieden. Trotz der Flüchtigkeit der mit Reinhardt gewechselten Begrüßung gewährte der Doktor deutliche Tränen Spuren im Gesicht von Dona Rufina, das ihm heute überhaupt vergrämt und traurig erschien.

Als Beronika sich gleich darauf mit Reinhardt allein im Empfangszimmer befand, fragte er, was vorgefallen sei. Beronika zögerte sekundenlang. Dann meinte sie: „Doktor, ich wollte Sie ohnehin um Rat fragen. Dona Rufina ist tief unglücklich über ihren Sohn Balthasar.“

Seit Wochen sei Balthasar verschwunden. Er sei damals nach Madrid abgereist, um dem Wohltätigkeitsfeste zum Besten der Marokko-Soldaten beizuwohnen. Seither fehle jede Spur. Die Eltern hätten bei Antritt seiner Reise keinerlei Verdacht geschöpft. Jetzt aber dränge sich dem Herzogspaar die angstvolle Frage auf, ob Balthasar nicht unlautere Absichten mit seiner Reise verknüpfen wolle.

Der Doktor hatte der Marquise in geringer Entfernung gegenüber Platz genommen, um die Unterhaltung in gedämpftem Tone zu ermöglichen. Jetzt hob er erstaunt den Kopf, aber ehe er fragte, fuhr Beronika leise fort: „Denn es ist aus der unmittelbaren Umgebung des Königs eine peinliche Anfrage gekommen. Kürzlich sei ein Komplott gegen den König entdeckt worden. Droben auf dem Esorial. Unmittelbar, ehe der König am Todestage seines Vaters einen Kranz in der Gruft wiederlegen wollte. Der eine Attentäter sei verhaftet, leugne jedoch hartnäckig, seine Komplizen näher zu kennen, und verrate keinen Namen. Der andere, — man sähe in ihm den Rädelshörer — habe sich im Moment seiner Verhaftung in einem der offenen Innenhöfe des Esorials erschossen. Es sei ein alter, wilder Revolutionär, den man schon lange kenne, suche und dessen Spur man längere Zeit verloren, — weil er sich — wie es sich herausstellte — als Piskador auf den Zuchtweiden des Herzogs von Altamira einige Zeit verborgen gehalten. Dieser alte Haudegen sei früher Soldat gewesen. Auf den Stierweiden habe man den jungen Herzogssohn oft und lange in Gesprächen mit dem alten Haudegen gesehen. Und es müsse auffallen, daß Balthasar seither so vollkommen verschwunden sei —“

Beronika sah auf ihre Hände im Schoß und schwieg. Sie hatte seelisch fürchterliche Momente hinter sich, wo sie eben die Klage von Dona Rufina als Mutter anhören mußte, ohne dabei den wahren Sachverhalt verraten zu dürfen. Denn sie und Milagro hatten Balthasar auf der Flucht die sich einstellende, ungeheure seelische Depression zu erleichtern gesucht, indem sie ihm völliges Schweigen zusicherten.

Sie ahnte und hoffte, Balthasar sei über die Grenze nach Frankreich gekommen, aber sie durfte Dona Rufina keinen Fingerzeig geben.

„Bedenken Sie, Doktor, was gerade für das Herzogspaar dieser ganze Verdacht und diese Beziehung ihres Sohnes zum alten Revolutionär bedeuten, wo die Majestäten fast alljährlich auf den Frühjahrsferien Gäste im herzoglichen Palaste sind und die Wertschätzung der Altamiras durch die spanischen Könige bis auf Philipp II. zurückgeht!“

„Wissen Sie denn, Frau Beronika —, wissen wir alle denn, ob dieser Don Balthasar wirklich der Sohn des Herzogspaares ist?“ fragte er jetzt mit Bedeutung.

Er hielt ihrem Blick stand, der nicht nur Befremden und Überraschung bot. Dann begann er, von dem Zusammentreffen mit Dona Rafaelas Dienerin zu berichten und der angstvollen Äußerung Pedras von ihrer alten Schuld — — —

So vertieften sich beide in die Vergangenheit. „Ich kann selbst leider nicht bezeugen, daß der Knabe, den ich bei meinem Eintreffen in Rafaelas Landhaus neben Dona Rufina schlafend vorfand, tatsächlich der Sohn der Herzogin ist, vielmehr habe ich schon in jener Nacht den Argwohn gehabt, Rafaela habe mich absichtlich verspätet hinaus und zur Hilfe gerufen, — als alles schon überstanden war.“

Nun tauchten auch in Beronika die Einzelheiten jenes Abends auf, als sie nach der Erdbebenkatastrophe auf Bitten von Reinhardt noch allein zu Rufina hinausgefahren war, um nach ihrem Ergehen zu fragen. Sie erzählte nun den etwas geheimnisvollen Vorgang, wie eine Gestalt sich durch das Loch im Lattenzaun vom Besitze des Don Tobias hereingezwängt und sich ins Dachzimmer geschlichen habe — und wie Beronika nachher durch den Fensterspalt der ausgebrochenen Kuppelschale Rafaela mit ihrer Dienerin im Zimmer von Pedra im Gespräch belauscht.

„Aber das alles war, ehe der kleine Herzog zur Welt kam!“ sagte Reinhardt.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß Don Tobias damals seine Hände in einer üblen Affäre mit im Spiel gehabt hätte! Denn er war wohl ein Sonderling, menschenscheu, abgeneigt gegen Geselligkeit, von einer Steppis gegen spanische Verhältnisse und Zustände, wie man sie unter Spaniern selten findet, — aber irgend eine Schuftigkeit begehen —? Dazu halte ich Tobias nicht für fähig!“

„Sie sagten doch, Doktor, Tobias habe sich mit einer Meitizin verheiratet, — als Sie ihn kürzlich auf der Durchreise in Paris besuchten?“

„Ja. Aber ich weiß nicht, wann er sie geheiratet hat. Vielleicht nach dem für Spanien unglücklichen Kriege, als spanische Truppen die Philippinen verlassen mußten.“ Plötzlich meinte er nach einem kurzen Schweigen: „Mir kommt jetzt ein ganz absurder Gedankengang. Vielleicht sagen Sie auch, daß er absurd ist! Mir ist, als ich neulich Don Balthasar zwischen seinen herzoglichen Eltern sah, aufgefallen, daß er direkt malaisischen Einschlag hat! Und wenn ich mir jetzt die Züge von Don Tobias Gattin zurückrufe, — so möchte ich fast sagen, — es bestünde Ähnlichkeit! —? Aber das ist ja unmöglich! Denn damals, als der kleine Knabe des Herzogs im Landhaus von Rafaela geboren wurde, war ja Don Tobias Junggeselle! Ich habe ihn oft genug in seinem Landhause besucht —“

Beronika erhob sich in plötzlicher Unruhe. „Doktor — ich habe die bestimmte Empfindung, daß hier ein Geheimnis vorliegt, das aufgeklärt werden muß. Die Äußerungen, die Sie eben von der Dienerin Pedra gehört haben, bestätigen das.“

Auch Reinhardt hatte sich erhoben und ging über die kostbaren Marokko-Teppiche, die die Marmorfliesen des Salons bedeckten, auf und ab.

„Frau Beronika, ich werde morgen früh zu Dona Rafaela gehen. Ich weiß nun ihre Wohnung. Und ich werde sie einfach zu überrennen suchen — — —“

(Fortsetzung folgt.)

Kleinstadtleben in Amerika.

Von Dr. Erwin Stranif.

Es ist ein altes Wahrwort, daß Hauptstädte niemals für ein ganzes Land bezeichnend sind; so sagt man in Deutschland, Berlin sei dem übrigen Reich „mindestens fünfzig Jahre voraus“, nicht nur zahlenmäßig, sondern in all seinen Anschauungen, dem bedingungslosen Befehntnis zu den stets gerade letzten Errungenschaften der Technik, Mode- und auch des künstlerischen Geschmacks, indeß zum Beispiel Köln, Bremen oder München viel zäher und liebevoller am Althergebrachten festhalten. Ebenso wird es niemandem einfallen, das tolle Leben von Paris mit all seinen Verfrühenheiten und der Sucht nach stärkstem Sinnenkittel für „typisch“ französisch zu nehmen. Der Mensch der Provence hat mit dem Pariser, was seine Anschauungen und Sehnsüchte betrifft, nur verschwindend wenig gemein und so fort.

Am sinnfälligsten aber erkennt man den Unterschied zwischen Hauptstadt und „freiem Land“ in Nordamerika. Denn New York, Chicago oder San Francisco — die drei größten Städte der Union — spiegeln nicht im geringsten das wahre Amerika. Tene zwanzig Millionen Menschen, die in Wollenträgerburgen oder phantastisch ausgestatteten „Residenzen“ hausen, auf unverhältnismäßig engem Raume zusammengedrängt, umgeben von dem irrsinnigsten Luxus und den Lockungen zu jedem nur erdenkbaren Vergnügen, von ihrer Arbeit ebenso durchs Leben gehetzt wie von ihrem nie zu stillenden Verlangen nach Sensationen, haben mit den hundert Millionen der übrigen Staatsbürger von USA. tatsächlich kaum mehr gemein als die bei den beiden Gruppen gleiche unerlöschliche Liebe zu ihrem Sternbanner und den Glauben, daß die Vereinigten Staaten das bestverwaltete, glücklichste und einzige Land auf dieser Erde seien, in dem ein anständiger Mensch zu leben vermöge. Aber sonst unterscheiden sie sich von einander wie zwei Pole, die zueinander zu bringen ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Die New Yorker pflegen selber gerne zu erklären: „Zweihundert Meilen von der Freiheitsstatue nach dem Westen — so kommt man in das tiefste Mittelalter“. Und diese Erkenntnis trifft auch tatsächlich zu. Denn das, was man in den zahllosen mittleren und kleinen Städten der Union heutzutage noch zu erleben imstande ist — und was die dort hausenden Menschen Leben nennen — übertrifft an Rückständigkeit der Gedanken und Erfassung des Lebenszweckes alles, was sich ein Europäer in dieser Beziehung vorzustellen vermag, und man kann ruhig behaupten, daß die hinterwäldlerischen deutschen Gebirgs- und Heidehöfner geradezu himmelhoch über den amerikanischen Siedlungen der Mittelstaaten stehen.

Der erste niederstimmernde Eindruck, den der Reisende von den amerikanischen Kleinstädten empfängt, ist der, daß sie kein Gesicht besitzen. Wenn man von Washington, der Regierungshauptstadt mit ihrem wundervollen Kapitol und der nicht minder reizvollen alten Siedlung Georgetown, in die sich gerne die Staatsmänner von ihrer Arbeit, aber auch viele Künstler und alle besinnlichen Leute der Union zurückziehen pflegen (und wo schon George Washington und seine Freunde oft verweilten), abzieht, so muß man feststellen, daß eine Stadt der anderen vollständig ähnelt und sich absolut kein Zeichen irgendeiner Individualität finden läßt. Ob man im Osten oder Westen, im Süden oder Norden herumfährt, die Städte gleichen einander wie die Hühnerier. Da gibt es überall dieselben schnurgeraden, in Blöcken abgeteilten breiten Straßen, mit möglichst guter Fahrbahn für die unvermeidlichen Automobile, da stehen stets zu Hunderten die immer gleichen Großwohnhäuser, Front gelbbraun gestrichen, Seiten und Rückenwände einfach weiß gefalbt, vom Dachfirst zum Boden herab gegen die Gehsteige zu mit den häßlichen Eisenleitern verunziert, weil man im Innern der Bauten nur Holztreppe verwendet und deshalb bei Feuersbrünsten die Außenstiegen zur Rettung der Bewohner in Anspruch genommen werden müssen. Neben diesem Viertel der „Apartmenthäuser“ besitzt dann jede Stadt die „Kolonie der Villen“, — auch sie von nicht mehr zu übertreffender Einförmigkeit. Villen können nämlich in Amerika nur in zwei Typen gebaut werden. Die ältere Form ist der sogenannte Kolonialstil: ein einstöckiges Holzhaus mit großer „Piazza“, gedeckter „Schlafveranda“ und einem möglichst „imposanten“ Eingang. Gipsene Löwen oder sprunghafte Bären bewachen das aus griechischen Pappäulen errichtete Portal und den Aufstieg zu der Herrenwohnung. Im kleinen Vorgärtchen liebt man zwei oder drei Bäume, etwas Rasen und im Rasen eine Figur: Zwerg,

Cowboy oder Indianer. — Die zweite Form ist die „moderne“. Man nennt sie „altdeutsch“. Da werden mehrere einstöckige Ziegelhäuser aneinandergereiht und das obere Stockwerk mit Balken, braun oder schwarz, verziert. Und so sieht die ganze Kolonie aus: zehn Straßen Holzhäuser, zehn Straßen altdeutsche Villen. Überall dasselbe.

Ebenso einförmig wie das Äußere ist auch das Innere dieser Häuser. Man kennt im großen Amerika noch lange nicht die persönliche Einrichtung. Das würde auch viel zu viel Umstände bereiten. Man kauft die Möbel von irgendeiner Großfirma, die sie aus ihren Mammutfabriken, wo die stets gleichen Kisten, Betten, Schränke und Sofas zu Hunderttausenden hergestellt werden, in die ganze Union liefert. Darum sehen alle „Salons“ gleich aus, alle Herrenzimmer alle Speisezimmer. Man ist in jedem Haus aus dem gleichen Service, man verwendet überall die gleichen Besten, man hat die gleiche Heizung — und die gleiche Angst vor frischer Luft.

Denn dies ist die zweite Eigentümlichkeit der amerikanischen Allerwelthäuser: sie sind nach außen zu streng abgeschlossen, nach innen zu aber offen. Im Inneren des Hauses duldet man keine geschlossene Tür. Sogar jener Raum, der Badezimmer und Toilette in einem darstellt (in ganz Amerika trennt man jene beiden Ortlichkeiten nicht) muß, falls er nicht gerade benützt wird, weit offen stehen. Der Amerikaner wünscht kein Geheimnis. Bei ihm muß man überall hineinschauen können. Und des Abends, wenn man sich beim Lampenschein im „Parlour“, dem Unterhaltungszimmer, zusammensetzt, würde es als höchst unpassend empfunden werden, falls man die leinenen Rolläden herunterließe. Man muß bei den Fenstern hineinschauen können, was drinnen vorgeht. Ein Nachbar hat vom anderen jederzeit zu wissen, was er gerade macht. Läßt man aber doch die Salonsien herab, gleich wittert der „Bruder“ von gegenüber etwas Böses und man kommt ins Gerede.

Aberhaupt: man kommt in Amerika sofort ins Gerede, wenn man sich nicht bedingungslos den allgemein üblichen Formen anpaßt. Eine Unterscheidung von der Norm bringt die größten Unannehmlichkeiten mit sich, ja sie kann leicht zu einem gesellschaftlichen Boykott führen und denjenigen, der es wagte ein Leben nach eigenen Grundsätzen und Anschauungen und nicht nach den Regeln der Allgemeinheit zu beginnen, in der betreffenden Stadt völlig unmöglich machen. Und aus eben diesem Zwang zur Gleichheit, der in jenem Lande der angeblich unumschränkten Freiheit herrscht, läßt es sich auch erklären, wieso alle in Amerika erzeugten Artikel (mit Ausnahme der Autos und Rundfunkgeräte) in derart großen, gleichen Mengen hergestellt werden können. Es wäre eben gar nicht schädlich, etwas anderes zu besitzen als die Familien A bis Z. Man liebt in jedem Hause die (nebenbei bemerkt: den Deutschen und Österreichern nicht gerade besonders wohlgesinnte!) „Saturday Evening Post“, die deshalb in mehreren Millionen Exemplaren von Philadelphia durch die ganze USA. verschickt wird, die Frauen sehen jede Woche das im gleichen Verlage erscheinende und gleichfalls bereits zu einer Millionenauflage gesteigerte „Ladys Home Journal“ durch, die Jungens begnügen sich alle die Räubergeschichten der „Liberty“. Erscheint ein neuer Film, so muß ihn jeder gesehen haben, erscheint irgendein neues Patent, so gibt es keine Möglichkeit, sich von dessen Erwerb auszuschließen.

Die Menschen, denen jede Fähigkeit zur Beurteilung des wahrhaft Nützlichen und Wertvollen fehlt, sind deshalb restlos Anhänger des Mechanischen. Die amerikanischen Haushalte sind ebenso wie die in ihnen Wohnenden durchaus mechanisiert, aber nicht etwa nur aus praktischen Gründen (die wir natürlich nicht leugnen wollen), sondern vor allem aus dem Wunsch, so fortschrittlich als möglich zu gelten. Einen Fortschritt im Geistigen kann der amerikanische Durchschnittsbürger nicht aufweisen. Darum greift er nach den Anzeigen jener Unternehmungen, die ihm verheißten: „Wenn du unseren neuesten, nach den allerletzten Patenten hergestellten Eisstrahl benützt, steht du auf der Höhe der Zeit!“ — Oder: „Wenn du noch ein Auto fährst, das keinen elektrischen Zigarrenanzünder besitzt, wird man dich für einen Hinterwäldler halten. Kaufe dir deshalb noch heute unseren neuen Zünder und du steigst in der Achtung deiner Freunde!“ — Und der Amerikaner kauft: er verfügt über Eischränke und Warmwasserspeicher, elektrische Messer zum Fleischschneiden und elektrische Kochtöpfe, die für den ganzen Tag das Essen warm behalten. Er hat die besten Schreib- und Rechenmaschinen, die Ahren mit dem am hellsten leuchtenden Ziffernblatt und so fort. Es hats einer wie der andere, hätte es einer nicht, so würde man ihn in seinem Klub nicht für voll nehmen. Und

glauben, seine Vermögenslage erlaubte es ihm nicht, sich die letzten technischen Patente anzuschaffen, was sofort wieder einen unangenehmen Rückschlag auf seine Kreditfähigkeit nach sich zöge, aus der dann Mangel an Vertrauen in sein Geschäft entspränge und so fort.

Zu dieser Verehrung des Technischen gesellt sich die Überschätzung des äußeren Menschen und der mit ihm zusammenhängenden Dinge. Es wird gewiß kein einseitiger Mensch auch nur ein Wort dagegen sprechen, sobald man häufiges, wenn möglich sogar tägliches Baden empfiehlt. Aber wir Europäer empfinden die Pflege unseres Körpers als etwas selbstverständliches, als etwas, das mit unserer Zivilisation zusammenhängt, was man tut, ohne es an die große Glocke zu hängen. Ganz anders der Amerikaner: für ihn bedeutet das Bad sichtbaren Ausdruck seiner hohen Kulturstufe und er wird nicht müde, immer wieder zu betonen, daß er jeden Morgen badet, mindestens fünf Frottierhandtücher verwendet, daß er die bestgetackelte Wanne, den besten Badesofen, die feinste Seife, den saugkräftigsten Schwamm und so fort besitzt. Der Europäer führt einen Gast zu seinen Büchern und Bildern, wenn er ihm etwas Bemerkenswertes in seiner Wohnung zeigen will, der Amerikaner zeigt ihm das Badezimmer: „Was“, schmunzelt er, „herrlich weit haben wirs gebracht in unserem gesegneten Amerika. Wir sind nicht solche Schmutzfinken wie ihr drüben, im alten Europa!“

(Schluß folgt).

Der Mann auf der Mole.

Skizze von Georg Eschenbach.

Als ich im vorigen Sommer Heinrich Jürgensen zum ersten Male sah, fiel er mit durch sein unfreundliches Wesen auf. Er kam mit dem schwereren Schritt des alten Seemanns den Strand entlang, die Hände in den Hosentaschen, die kurze Pfeife im Mund, und ging langsam auf die Mole.

Es war gerade Vormittagshochwasser, und als Heinrich Jürgensen sich auf den Molentand setzte, die Beine herabhängend ließ, da schienen die kleinen Schaumtröten nach seinen Füßen zu schnappen. Doch sie erreichten seine Schuhe nicht mehr.

Ich stand nicht weit von dem etwa Fünzigjährigen entfernt und sah nun, wie er seinen Mund verzog, daß es auslächelte, als lächelnde er höhnisch. Ich konnte mich aber geirrt haben, und die Muskelverzerrung war vielleicht nur die Vorbereitung zum Ausspucken. Der Speichel flog in weitem Bogen ins Wasser. Dann stand Heinrich Jürgensen wieder auf und ging langsam fort.

Am anderen Tag kam er wieder, und ich war Zeuge der gleichen Scene. Noch zwei-, dreimal sah ich daselbe, bis ich wußte, daß er einer alten Gewohnheit folgen mußte. Meine Neugier war geweckt, und ich fragte meinen Hauswirt, bei dem ich mich für den Sommer eingemietet hatte: „Was ist mit dem Mann, der jeden Tag auf der Mole sitzt und ins Wasser spuckt?“

Ein geringschätziges Ahselzuden ging der Antwort voraus: „Sie meinen Heinrich Jürgensen. Bei dem ist es nicht mehr ganz richtig im Kops. Er wohnt dort drüben hinter dem Schlafdeich, eine Stunde von hier, und wenn es Sie interessiert, so können Sie seine Geschichte hören. Jürgensen wohnte früher bei uns im Dorf. Er hatte mit seinem Zwillingbruder, dem Jens, das Haus und das Boot vom Vater geerbt, und nun fuhren die beiden zusammen auf Fang aus. Die Mutter war auch tot, und die Meta, ein armes Mädchen, die Tochter eines Bettlers, der von seiner letzten Islandfahrt nicht zurückkam, besorgte den beiden den Haushalt.“

Die Meta war — warum soll man so etwas nicht bei seinem richtigen Namen nennen? — ein kleines Luder. Sie hatte nichts, und sie hoffte, sie könnte sich bei den Jürgensen ins gemachte Nest setzen und darinnen bleiben. Bevor sie zu den Brüdern kam, dachten wir hier, jeder von ihnen hätte schon sein Mädchen ausgesucht und wenn es vielleicht auch noch nichts Festes war, so galt es doch als sicher, daß die Meta bald einer Frau Platz machen müßte.

Das paßte dem Mädchen nicht in den Kram. Es hatte eine einschmeichelnde Art wie so eine Kaze. Es ging erst dem Jens um den Bart, tat ihm dies und jenes zu Liebe, legte ihm die besten Stücke auf den Teller und fing so an, den Heinrich zu ärgern. Der sagte es zwar nicht, aber er zeigte es deutlich genug, daß er sich vernachlässigt fühlte, und er tat alles, um die Meta auf seine Seite zu ziehen. Darüber vergaß er sein Mädchen, und das war es ja, was die falsche Kaze wollte.

Jetzt fing sie das gleiche Manöver mit dem Heinrich an, und Jens zog ein schiefes Gesicht, dachte, wenn er bei seinem Mädchen war, an die Meta. Er brachte dem Luder jedesmal irgend ein Geschenk mit, wenn er in die Stadt mußte, ein Halstuch, eine Haube, einen Kamm, und als Heinrich das merkte, suchte er natürlich den Bruder zu übertrumpfen. Kurz und gut, die Meta war kaum ein Jahr im Hause, da hatte sie es soweit gebracht, daß die Brüder höllisch eifersüchtig aufeinander waren und die Mädchen ihnen den Laufpaß gaben. Jeder hier im Dorfe meinte, die Sache könnte kein gutes Ende nehmen.

Es kam auch so. Eines Tages fuhren die Brüder wieder aus. Sie redeten kaum noch ein Wort miteinander, und Jens sah den anderen feindselig an, weil die Meta beim Abschied freundlicher zu Heinrich war als zu ihm. Die Nacht darauf zog ein Wetter auf. Unsere Boote kamen vorzeitig zurück. Nur das der Zwillinge fehlte. Die Meta sah mit starren Augen am Strand, und wir wußten, was sie drückte: Wenn die Brüder nicht wieder kamen, mußte sie heraus aus dem warmen Nest, weil ein Onkel der nächste Erbe war.

Dann kam das Boot doch zurück, aber Heinrich Jürgensen war allein. Die Arie knieten ihm ein, und die Meta mußte ihn mit ihren starken Armen beinahe ins Haus tragen. Sie tat es sicher gern, denn jetzt hatte sie — das wußte jeder von uns — gewonnenes Spiel.

Als er sich wieder einigermaßen erholt hatte, mußte er dem Vorsteher berichten, wie alles gekommen war. Er sagte, sie seien mit dem Boot in das Wetter gekommen, und eine Sturzsee hätte Jens über Bord gespült. Niemand konnte ihm nachweisen, daß es sich so verhielt, und die Geschichte war erledigt. Zwei Monate später heirateten Heinrich und die Meta, aber daß keiner von uns zur Hochzeit ging, zeigte, wie wir über die beiden dachten.

Eine Zeitlang schien alles gut zu gehen. Doch dann hieß es, sie vertragen sich nicht. Einer sagte es einmal, es könnte ja nicht anders sein, weil doch der tote Jens zwischen ihnen stünde. Sie zankten sich wohl nicht offen. Doch Heinrich Jürgensen ging mit sturem Blick herum wie das schlechte Gewissen selbst, und eines Tages suchte die Meta bei Nachbarn Schuh: „Er schlägt mich nicht, aber er ist so unbeimlich, und ich fürchte mich vor ihm. Ich habe Angst, er drückt mir in der Nacht die Kehle zu!“ Die Leute zuckten die Achseln. Das sollte heißen: „Du bist ja selbst daran schuld. Hilf dir selbst!“

Eines Tages half sich die Meta wirklich selbst: Sie lief mit einem Hamburger Matrosen davon. Wir haben nichts mehr von ihr gehört.

Heinrich Jürgensen suchte sie auch nicht. Aber in dem Haus, wo er mit dem Bruder gewohnt hatte, litt es ihn nicht mehr allein. Er saß fast jeden Abend in der Schenke und kümmernte sich nicht mehr um sein Boot. Da hocte er in einer Ecke, abseits von den anderen, stierte ins Glas und betrank sich. An einem solchen Abend packte es ihn plötzlich. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und brüllte: „Was hat er gesagt, der Esel, als er über Bord ging? Die See würde ihn rächen! Ich spucke was auf die dumme See. Mich soll sie nicht kriegen!“

Sie suchten ihm bald darauf aus diesem betrunkenen halben Geständnis einen Strich zu drehen, aber es genügte nicht. Er zog fort aus dem Dorf. Wir sagten, er liesse nur vor der See davon, weil er doch Angst vor ihr hätte. Er verkaufte sein Haus und baute sich mit dem Geld und dem, was er in bar geerbt hatte, hinter dem Schlafdeich an. Er dachte eben, die beiden Deiche, die ihn nun vom Wasser trennten, müßten Schutz genug sein.

Das sind nun bald zwanzig Jahre her. Mit Heinrich Jürgensen ist es das Alte geblieben. Er hat seinen Verstand langsam vertrunken, um sein Gewissen zu betäuben, und zurückgeblieben ist nur der Haß gegen die See, die an ihm Rache nehmen soll. Fast jeden Tag kommt er hierher und spuckt ins Wasser. Das ist wohl alles, was er vom Leben hat. Und wenn ihn die See nicht mit Haut und Haaren holt, den Verstand hat sie ihm schon genommen.“

Als der Sommer zu Ende ging, reiste ich in die Stadt zurück. Noch am letzten Tag sah ich Heinrich Jürgensen auf der Mole sitzen. Er spuckte in weitem Bogen ins Wasser. —

Dieser Tage erhielt ich eine Nachricht von meinem Hauswirt im Fischerdorf. Er schrieb, die letzte Sturmflut hätte auch dort draußen Schaden angerichtet, und durch den Rückstau sei das Wasser aus der Flussmündung hinter den Schlafdeich gedrungen. Die Siele hätten es nicht schnell genug wieder ableiten können, und beide Deiche seien gebrochen. Alles was hinter ihnen gelegen, habe die See an sich gesogen. Auch Heinrich Jürgensen, der wohl im Sufj nicht rechtzeitig stehen konnte. „Drei Tage später“, so schrieb mein Hauswirt, „hat die See ihn bei der Mole angepökt“.